

„Ich gönne mir das Wort Gott“ Annäherungen an die Gottes-Rede in der Gegenwartsliteratur

von Prof. Dr. *Georg Langenhorst* (Universität Augsburg)

Gott in der Literatur unserer Zeit? Die Frage scheint schon lange beantwortet zu sein: „Verschwiegen“ (Baden 1963) und verborgen, „verloren“ (Imbach 1992; Motté 1996) und verabschiedet sei er, so grundlegende Studien zur Thematik. Die hinter der Frage aufscheinende Suche finde nur ein Ergebnis: „Gott liebt es, sich zu verstecken“ (Kuschel 2007). Der Blick in die Gegenwartsliteratur könnte dann nur eines erbringen: eine erneute Bestätigung der Gottesverdunstung, der resignativen Einsicht in die ständig schwindende Präsenz des Gottesgedanken in der Gegenwartskultur.

So könnte der Befund sein – ist er aber nicht. Ein genauer Blick vor allem in die Entwicklungen der letzten 20 Jahre (vgl. Langenhorst 2014) führt genau zu dem gegenteiligen Ergebnis: „Ich gönne mir das Wort Gott“, unter dieser Überschrift erscheint ein Gespräch mit *Andreas Maier*, einem der wichtigsten Autoren der mittleren Schriftstellergeneration im deutschsprachigen Raum in der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 der Wochenzeitschrift „Die ZEIT“. Im Interview führt er aus: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen. Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. [...] Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“ (Maier 2005) Von Gott ist denn auch in Maier's Romanwerk immer wieder die Rede. Seit 2010 arbeitet er an einem elfteiligen erzählerischen Großprojekt unter dem Arbeitstitel „Ortsumgehung“, das sich vom Zimmer zum Haus, zur Straße, zum Dorf, zum Land seiner Kindheit immer mehr weiten soll bis hin zum anvisierten Schlussband unter dem Titel „Der liebe Gott“.

Entscheidend: Mit dieser Wiederentdeckung von Gott als literarischer Figur steht Maier nicht allein da: Unbefangen, ohne Scheu integrieren zahlreiche AutorInnen der Gegenwart die Annäherung an Gott in ihr Schreiben. Nach Jahrzehnten der vorherrschenden Distanz zu Kirche, Glaube und Gottesfrage trauen sich SchriftstellerInnen zu öffentlichen – literarisch gestalteten – Bekenntnissen in Sachen Religion. „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf“ (Jandl 2001, S. 51), betont der österreichische Lyriker *Ernst Jandl* 1995 in seiner „rede an friederike mayröcker“. „Ich *glaube* ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich

mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen“ (Ortheil 2001, S. 183), schreibt *Hanns-Josef Ortheil* in seinem 2001 vorgelegten Roman „Lo und Lu“. Ganz offensichtlich spüren viele SchriftstellerInnen jene Veränderung, die der Münchner Erzähler und Lyriker *Michael Krüger* in seinem Gedicht „Hotel Wendl, Wien“ aus dem 1998 erschienenen Band „Wettersvorhersage“ wie folgt benannt hat: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an“ (Krüger 1998, S. 29).

Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich „nicht mehr“ nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen. Im Gegenteil: Es ist möglich Religion positiv aufzugreifen, künstlerisch fruchtbar zu machen und dichterisch zu gestalten. Gott als Figur ist Teil dieser neuen Entwicklung. Das ist umso überraschender, wenn man auf die Entwicklungen der literarischen Gottesrede schaut.

1. "das Wort Gott für eine Weile aus dem Verkehr ziehen" (Heinrich Böll) Zur Krise der literarischen Gottesrede

Von Gott zu reden war in einem Teilsegment der Literatur über Jahrhunderte hinweg selbstverständlich, in jener Dichtung, die man als explizit „christliche Literatur“ (vgl. Langenhorst 2007, S. 20-35) bezeichnete. Bis in die 1950er Jahre hinein gehörten Werke dieser Gattung in das Spektrum der Hochliteratur, viel gelesen, breit diskutiert, vielfach preisgekrönt. *Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider, Jochen Klepper, Werner Bergengruen, Rudolf Alexander Schröder, Ruth Schaumann, Edzard Schaper* und andere schrieben aus dem Gefühl einer Berufung heraus. Im Rückblick lassen sich einige Grundzüge ihrer literarischen Gottesrede benennen:

- Die dichterische Rede von Gott orientiert sich inhaltlich wie formal an den Vorgaben der Tradition. In klassisch vorgegebenen literarischen Gattungen (Lied, Gedicht, historische Roman) werden seit Jahrhunderten feststehende theologische Aussagen wiederholt. Die meisten Autoren dieser Tradition sahen sich in einer Art ‚literarischem Apostolat‘, das jede Form von Originalität gerade ausschloss: „[F]ür Lyrik ist dies keine Zeit. Aber die Stunde für [...] geistige Dichtung ist da“ (Klepper 1997, S. 312) schrieb *Jochen Klepper* 1937 – zwar in einer persönlich wie zeitgeschichtlich sehr außergewöhnlichen Situation, jedoch trotzdem repräsentativ – in sein Tagebuch. Statt Innovation Orientierung an haltgebender und Sicherheit stiftender Tradition.
- Angesichts der Betonung der ewigen Wahrheiten treten die Schilderungen aktueller politisch-gesellschaftlicher Realität zurück. Sie wird bestenfalls parabolisch gespie-

gelt. Die bevorzugte Zeitebene dieser narrativen Parabeln liegt jedoch nicht in der Gegenwart, sondern im weiten Raum der (Kirchen-)Geschichte, vor allem des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. In dieser Rückspiegelung scheint der Zugriff auf ein damals vorherrschendes und weithin akzeptiertes Gottesbild leichter möglich.

- Neben die Hinwendung zur Geschichte tritt die bevorzugte Ausgestaltung biblischer Stoffe. Da sie bereits vorgeprägte literarische Gestaltungen der Beziehung von Gott und Mensch sind, lässt sich an ihnen theologisches Denken und religiöses Ringen ideal veranschaulichen. Selten geht es dabei um Aufspaltungen der theologischen Vorgaben der Bibel, eher um Aktualisierung, Ausmalung, Dramatisierung, Psychologisierung und Vertiefung des biblischen Gottesbildes, das gleichwohl selektiv aufgegriffen und subjektiv gedeutet wird.
- Gott wird in diesen Erzählungen vor allem dargestellt als eine archaische Macht, die Opfer fordert, Gericht hält, drohend die Weltgeschichte leitet. Gleichzeitig erhofft man von ihm Verschonung, Gnade, Schicksalswende und Trost.
- Nur selten wird der Rahmen klassischer Gottesdarstellungen erweitert oder gesprengt. Trotzdem finden sich verborgene Spuren derartigen Vordenkens, die vor einer allzu eindeutigen Etikettierung dieser AutorInnen, einer allzu engen Kategorisierung ihres Werks warnen.

Abgebrochen Gottesrede

Spätestens in den 1960er Jahren brach nicht nur diese Traditionslinie der klassischen christlichen Literatur abrupt ab. Zugleich verstummte die literarische Gottesrede, zog sich zurück, reflektiert wurde bestenfalls ihre Unmöglichkeit. In *Marie Luise Kaschnitz* „Tutzingen Gedichtkreis“ – 1957 veröffentlicht – wird dieser Abbruch am deutlichsten benannt (Kaschnitz 1957, S. 9).

Zu reden begann ich mit dem Unsichtbaren.
Anschluss meine Zunge das ungeheure Du,
Vorspiegelnd altgewesene Vertrautheit.
Aber wen sprach ich an? Wessen Ohr
Versuchte ich zu erreichen? Wessen Brust
Zu rühren?

Die aus der Liturgie, der persönlichen Frömmigkeitspraxis, aber auch aus der christlichen Literatur so vertraute und selbstverständliche Gottesrede, die ‚Du-Anrede‘ im Gebet wird plötzlich fraglich. Was eben noch wie automatisch funktionierte, wie selbstverständlich prak-

tiziert wurde, bricht auf in die offene Frage. Wenige Passagen später wird ganz konsequent die Einsicht formuliert (ebd., S. 12):

Die Sprache, die einmal ausschwang, dich zu loben
Zieht sich zusammen, singt nicht mehr,
in unserem Essigmund.

Das Gotteslob, klassisch die dankbare Antwort des Menschen auf das Geschenk der Erlösung, verstummt. Und diese Tendenz zeigt sich nicht nur bei Marie Luise Kaschnitz sondern bei einer Vielzahl von deutschsprachigen SchriftstellerInnen in den 1960er bis hinein in die 1980er Jahre. Im Gegensatz zur klassischen christlichen Literatur bestimmen nun folgende Charakteristika den Umgang mit Religion in der Literatur:

- *Zerfall der Form.* Die Gottesrede erfolgt nun – wenn überhaupt – in Texten, die sich von der Bindung an die klassischen Gattungen verabschiedet haben. Für den Bereich der Lyrik bedeutete dies: An die Stelle von Reim, klarem Metrum und vorgegebenem Rhythmus treten Fragment, aphoristische Assoziation, chiffrenhafte Andeutung und Pause.
- *Auflösung jeglicher Affirmation klassischer Gottesrede.* In Vokabular und Aussage finden sich keine direkte Anknüpfungen mehr an die Vorgaben der Theologie, der Liturgie, der Glaubenssprache.
- *Abschied von alten Vorstellungen.* Denk- und Sprachbilder, die früher – noch in den Jugendjahren der nun schreibenden Generationen – als weithin akzeptiert und orientierungsgebend galten, werden entweder explizit zurückgewiesen oder verschwinden.
- *Zentrierung auf das haltlose Ich.* Durch den Wegfall des Glaubens an ewige Ordnungen rückt das Ich in den Mittelpunkt – haltlos, (ver-)zweifelnd, gebrochen, ungetröstet, allein.
- *Verzicht auf atheistische Beschwörung.* So wenig die alte Gottesrede weitergeführt wird, so wenig findet sich auch – zumindest bei den meisten VertreterInnen dieser Generationen – eine dezidiert atheistische Absage an die Möglichkeit einer Existenz Gottes. Auch der ‚Glaube‘ an die Nichtexistenz Gottes wird in die Fraglichkeit, den Zweifel, die Gebrochenheit hinein genommen.

Schweigen von Gott – Heinrich Böll

Am deutlich wird diese Krise der klassischen literarischen Gottesrede bei *Heinrich Böll* (1917-1985). Er schrieb bewusst gegen die inflationäre missbräuchliche Nennung Gottes an. Am deutlichsten wird dies in der bis heute überzeugenden Satire „Doktor Murkes gesammel-

tes Schweigen“ aus dem Jahre 1955. Bur-Malottke, eine weithin anerkannte Koryphäe auf dem Gebiet von Kunst und Kultur und „in der religiösen Begeisterung des Jahres 1945 konvertiert“ (Böll 2006, S. 304), hatte zwei Radiovorträge über das Wesen der Kunst gehalten. Vor der Ausstrahlung überkommen ihn Zweifel: Habe er nicht allzu oft von „Gott“ gesprochen? Er richtet die Bitte an das Funkhaus, dieses Wort aus den Reden herauszuschneiden und „durch eine Formulierung zu ersetzen, die mehr der Mentalität entsprach, zu der er sich vor 1945 bekannt hatte“: nämlich „jenes höhere Wesen, das wir verehren“ (ebd.). Doktor Murke, aufstrebender Redakteur der Abteilung Kulturwort, erhält den Auftrag, die dazu notwendigen 27 Ersetzungen entsprechend vorzunehmen – quer durch alle grammatikalischen Varianten des jeweiligen Redekontextes. Angewidert von den Usancen des Radiobetriebs auf der einen, der Scheinheiligkeit und dem Opportunismus von Gestalten wie Bur-Malottke auf der anderen Seite pflegt Dr. Murke ein seltsames kompensatorisch wirkendes Hobby: „Ich sammle eine bestimmte Art von Resten“, gesteht er, angefragt in Bezug auf den Inhalt einer Dose mit Bandschnipseln. „Schweigen [...] ich sammle Schweigen.“ (ebd., S. 322)

Gleich drei mögliche Arten der Gottesrede werden in dieser Hörspiel-Satire deutlich: Die inflationär-unbedachte Verwendung der Vokabel „Gott“; das die Vokabel selbst vermeidende, letztlich ähnlich oberflächlich unreflektierte Ausweichen auf Nicht-Festlegungsfloskeln wie „jenes höhere Wesen, das wir verehren“; schließlich das Schweigen, das ein aktiver Prozess ist, ein bewusstes Verzichten, ein Vorgang, der Platz lässt für der Sprache Entzogenes.

Deutlich wird ein Grundzug des religiösen Sprachgebrauchs bei Heinrich Böll: Wenn er das Wort „Gott“ direkt verwendet, dann verfremdend, ironisierend, entlarvend. Eigentlich jedoch zieht er das bewusste Schweigen vor. In einem 1983 geführten Interview mit Karl-Josef Kuschel bezieht er klar Stellung: „Ich glaube eher, dass man das Wort ‚Gott‘ für eine Weile aus dem Verkehr ziehen sollte; nicht Gott selbst, nicht das, was mit diesem Wort gemeint ist.“ Warum? Es sei nur noch „ein Füllwort“, denn wenn „einem gar nichts anderes mehr einfällt, dann sagt man ‚Gott‘. Gott ist dann oft ein Abladeplatz für viele Probleme, die wir Menschen lösen könnten.“ (in: Kuschel 1985, S. 68) Zu viel, zu oberflächlich, zu funktionalisiert wird ihm von Gott geredet – darin spiegeln sich noch einmal Erfahrungen aus den 1950er bis 1970er Jahren. Die Krise der literarischen Gottesrede tritt überdeutlich vor Augen.

2. Zur neuen Unbefangenheit literarischer Gottesrede

„Das Wort Gott für eine Weile aus dem Verkehr ziehen“ – diesem Impuls sind, wie gesehen, viele SchriftstellerInnen bewusst oder unbewusst, direkt oder indirekt gefolgt. Was Böll nicht ahnen konnte, was auch gegen eine seiner Grundüberzeugungen verstoßen hätte, war die

Folgeentwicklung, dass mit dem Verstummen der literarischen Benennung des Wortes „Gott“ dann tatsächlich oft genug auch ein Verstummen der Sache verbunden sein sollte. Der biographische und literarische Kosmos Welt Bölls, das katholische Milieu, die ständig und auch noch durch Opposition betonte Bedeutung von Kirche, Pfarrern und Bischöfen, das Verständnis von Sakramentalität – all das versank in eine Welt, die heute tatsächlich für viele ‚vergessen‘ ist, verloren, vergangen, fremd. Kaum verwunderlich deshalb, dass einige neuere Studien zur literarischen Gottesrede mit diesen Vokabeln spielen. Es würde einige Jahrzehnte brauchen, Distanz, kirchliche und gesellschaftliche Veränderungen paradigmatischen Ausmaßes, bis ein Anknüpfen an die literarische Welt Bölls unter ganz anderen Vorzeichen und im Modus der Transformation möglich wurde.

Die am Beginn dieses Aufsatzes aufgenommenen Zitate machen es bereits deutlich: Seit Beginn der 1990er Jahre finden sich in Stil, Gattung und Aussageabsicht ganz unterschiedliche literarische Zugänge zur Frage nach Gott. Über Religion allgemein und Gott ganz speziell kann man heute schreiben in der Reflexion über erlebte oder erfundene Alltage (wie etwa *Hanns-Josef Ortheil* oder *Ralf Rothmann*); Religion und Gottesfrage lassen sich thematisieren in der Erinnerung an die Faszination von Liturgie (wie etwa bei *Arnold Stadler* oder *Ulla Hahn*); Gott wird aufgerufen als Teil repressiver Lebenszwänge (wie etwa bei *Christian Friedrich Delius* oder *Josef Winkler*); Gott bleibt präsent im Kontext der unstillbaren Theoziefrage (so bei *Thomas Hürlimann* oder *Pascal Mercier*); Gott wird in die Fiktionalität selbstverfasster Mythos verwoben (etwa von *Patrick Roth*); Religion kann als Teil von Wahrnehmung und Ausdruck erlebter oder erdachter Wirklichkeit und Möglichkeit gestaltet werden (wie etwa bei *Michael Krüger* oder *Hans Magnus Enzensberger*); Religion wird zur fasziniert entdeckten Dimension von Fremdheit und Fernsucht (wie etwa bei *Adolf Muschg* oder *Barbara Frischmuth*); über Gott lässt sich schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen (wie etwa bei *Sibylle Lewitscharoff* und *Felicitas Hoppe*).

Drei – nicht repräsentative, sondern ganz eigen-artige – Beispiele aus dem Bereich der Lyrik sollen diesen *religious turn* in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur verdeutlichen .

3. Christian Lehnert – Die Silbe Gott leer zu halten um den Preis des Verstehens

Christian Lehnert (*1969) lebte und arbeitete seiner eigenen Benennung zufolge lange Zeit in einer „Doppelexistenz“ als „Schriftsteller“ und als evangelischer „Pfarrer“ (Lehnert 2008a, S. 125) in der Nähe von Dresden. Nach vier Jahren als Studienleiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg wurde er 2012 zum Geschäftsführer des liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig ernannt, wo er

seitdem arbeitet. Seine mehrfach preisgekrönten Gedichtbände – zuletzt ausgezeichnet mit dem Hölty-Preis für Lyrik der Stadt Hannover 2012 – sind geprägt von lyrischen Beerbungen und Umdeutungen von Religion.

Lehnert gehörte als Jugendlicher zu der Randgruppe der zentral vom evangelischen Christentum geprägten DDR-Bürger, obwohl er – zwar getauft – in einem religionsfernen Klima aufwuchs. Über die Sprache sei er als Jugendlicher zum Glauben gekommen, über den Sog der Bibel, über die Faszination einer ganz anderen Art, die Wirklichkeit zu deuten, so erzählt er im Gespräch. Den Plan wie die Eltern Medizin zu studieren und Arzt zu werden, gibt er auf, wendet sich stattdessen der Theologie zu. Einen Teil seines Theologiestudiums verbrachte er in Jerusalem. Die Auseinandersetzung mit dem Judentum bestimmt von dort aus genauso eine Grunddimension seiner Gedichtbände wie das melancholisch-verzweifelte, ringende Suchen nach einem oft nur als abwesend erfahrenen Gott. In „Der gefesselte Sänger“ (1997), „Der Augen Anfang“ (2000), „Ich werde sehen, schweigen und hören“ (2004), „Auf Moränen“ (2008), „Aufkommender Atem“ (2011) und „Windzüge“ (2015) zeigen sich immer wieder lyrische Anspielungen wie die auf eine alptraumartig aufgerufene „Nacht eines Gottes, der nie war“ (Lehnert 2004, S. 10).

Der 2004 publizierte Gedichtband nimmt – neben einem fünfteiligen Karfreitagszyklus „passio“ (ebd., S. 53-62) und drei Gedichten zu „Abraham“ (ebd., S. 64-66) – eine Reihe von kontrafaktorischen Neuverdichtungen zu den Melodien klassischer evangelischer Kirchenlieder auf, die nun allerdings ganz anders klingen. Aus „Du bist gegenwärtig“ wird bei Lehnert „Gott ist hier und nirgends“, wird „Luft, die alles füllet, / Leere ohne Namen“ (ebd., S. 48). Aus „Ein feste Burg ist unser Gott“ wird „In dieser Kirche ohne Gott“ (ebd., S. 50). Lehnert ringt um die Möglichkeit von glaubwürdigen Choraltexen für unsere Zeit, „ohne Kompromisse, ohne Verbiegungen, ohne mich vereinnahmen zu lassen, voller Skepsis gegenüber der Sprache und voller Vertrauen in sie“ (ebd., S. 127). Im Gedichtband „Auf Moränen“ tauchen erneut solche Texte unter dem Titel „Nur einen Augenblick noch“ auf, aber auch 24 Vigilien, die sich mit Person und Theologie des Paulus beschäftigen.

Auffällig: Lehnert verweigert sich in seinen frühen Bänden einem einfachen Gebrauch des Wortes ‚Gott‘. Gerade als Theologe kann er es sich nicht einfach ‚gönnen‘, im Gegenteil: Er kreist um dieses Wort, vermeidet es, verbietet sich den schnellen Zugriff. „Ich sammle Wörter auf wie die Reste von Hausmüll“, heißt es in dem Gedicht „Das Tal“ (Lehnert 2008b, S. 107). Und unter solchen Wörtern befindet sich auch die Vokabel „Gott“, wie folgt etwa in ein Gedicht hinein genommen: „Hocke ich allein mit der Silbe / ‚Gott‘, zu nichts zu verwenden, / sie

nur leer zu halten um den Preis / des Verstehens.“ (ebd.) Gott, ein Wort ohne Bedeutung, zu nichts zu gebrauchen, aber zu schützen! Wie bei keinem seiner Generationsgenossen finden sich bei Lehnert so Texte des suchenden Ringens, der Verweigerung von Zugriff und Affirmation. „Redebrocken von Gott“ aus „Sprachnot“ (Kaiser 2008, S. 87) hat der Germanist *Gerhard Kaiser* diese Gedichte genannt, Transformationen von mystischer Lyrik unter dem Vorzeichen negativer Theologie.

Seligpreisungen: Zuspruch einer unbegründbaren Würde

Ein ganz eigener Ton bestimmt jene Gedichte, die Lehnert angesichts der Geburt und der ersten Lebensmonate seiner Tochter geschrieben hat. Der folgende ohne Titel abgedruckte Text stammt aus einem Zyklus mit dem Titel „Angesicht zu Angesicht“, gewidmet „Estella, in ihrem ersten halben Jahr“ (Lehnert 2008b, S. 114):

Selig, die etwas anfängt und nie zu Ende bringt,
die das Rad nicht kennt und keine Schrift,

die nichts vom aufrechten Gang weiß und mit vier
freien Händen nach dem Mond greift. Selig

die Wissende, die das Wasser vom Festland
nicht unterscheidet, die nichts erinnert als die Dauer

eines ruhigen Pulses, die Unaufhörlichkeit von Tag
und Nacht, die sie in meinen Augen sieht und

leichtsinnig glaubt. Selig, die ein Brummen beruhigt
in der Dunkelheit über dem hallenden Schmerz

im Leib. Selig, die von der Stimme in der sie
wochenlang schwamm, das Heimweh der Laute lernte.

Eine erstaunliche dichterische Variation auf die Seligpreisungen der Bergpredigt (Mt 5,3-12)! Angesichts des neuen menschlichen Lebewesens an seiner Seite wählt der Dichter dieses rhythmisch fließenden Textes einen ruhig pulsierenden Ton ehrfürchtigen Staunens. Wo Jesus die Marginalisierten, Verzweifelten und Trauernden ‚selig preist‘, verschiebt Lehnert die Perspektive. Auch hier gilt sie jemandem, der anders ist als die Norm – aber dieses Anders-Sein wird gerade zum Anlass der Preisungen. Denn es handelt sich um ein Kleinstkind, gerade erst geboren. Und dessen Anders-Sein ist „selig“ – nicht auf Leistung und Erfolg bezogen („nichts zu Ende bringt“); ohne Wissen um Bildungsgut und kulturelle Konventionen („Rad“, „Schrift“, „aufrechter Gang“). Stattdessen ist es unmittelbar in seinem buchstäblichen ‚Be-

greifen‘, misst Zeit nach natürlichem, vom Vaterblick vorgegebenen Rhythmus; lässt sich von sanfter Stimme beruhigen; erinnert sich unbewusst an den im Mutterleib gehörten Klangpuls von Ruhe und Heimat.

So ist dieses Gedicht eine neue und deshalb den Blick verschiebende poetische Seligpreisung, die danach zurückfragt, was ‚selig‘ eigentlich bedeutet, wie man diese Kernvokabel neutestamentlicher Botschaft auch außerhalb der üblichen theologischen Sprachspiele aussagen kann. Selig – was hieß es damals, wie kann man es heute verstehen? Nicht als ‚glücklich‘, nicht als ‚im Jenseits kompensatorisch belohnt‘, nicht als ‚bevorzugt‘ – Negativabgrenzungen sind leicht. Wie aber lauten heute verständliche Übersetzungen? Von Lehnerts Text aus wird deutlich, dass ‚selig‘ auch im neutestamentlichen Sinne eine andere Seinsform als die normale, konventionell vertraute, in unserem Alltag übliche beschreibt. Und diese verfügt – wie in den biblischen Originalen – über einen eigenen Wert, eine eigene Schönheit, die sich gerade nicht funktional oder final auflösen lässt. ‚Selig‘ ist ein unbedingt geltender *Zuspruch* von Würde und Segen, der keiner Begründung oder Vorbedingung bedarf. Und dieser *Zuspruch* wird gerade jenen zuteil, die ihn besonders benötigen, weil sie nichts haben, durch das sie sich nach den Maßstäben von Erfolg und irdischem Glück auszeichnen könnten. Darin liegt die von Jesus verkündete Umkehrung der Verhältnisse: Man kann und muss sich den *Zuspruch* nicht durch Erfüllung von *Ansprüchen* verdienen! Lehnerts Gedicht wird so zur theologischen Sprachschule.

Gott als Präposition

Wie ein geistliches Tagebuch liest sich der bis dato letzte Gedichtband Lehnerts, „Aufkommender Atem“. Ein Zyklus unter dem Gesamttitel „Trost“ findet sich hier, einige Naturgedichte, vor allem aber mit Datum quer über das Jahr 2009 versehene Texte, in denen sehr genau Beobachtetes, Erlebtes und Gedachtes verdichtet wird. Dabei greift er überraschend auf alte Formen von Reim und Strophik zurück. So etwa (Lehnert 2011, S. 63) bleibt der 07. September 2009 in Erinnerung:

Woran soll ich mich halten in der Fülle
aus Möglichem und des Geschehenen?
Was ich auch immer glaube, ist die Hülle
um etwas Unhaltbares – nie gesehen

und doch schon als Erinnerung erkannt?
Wie Feuer Seide frißt, wie eine Hand
ins Leere greift im Schlaf, ist stets ein Rest,
der sich nicht mitteilt – im Gebet, ein Fest?

Das hier beschworene Nicht-Greifbare, Unhaltbare, die Realität Übersteigende bestimmt den Hallraum seiner Verse, die nun immer wieder Gott auch direkt benennen können. Eine ganz eigene Form mystischer Poesie entsteht so, nicht für katechetische Zwecke, sondern als Spiegelung einer gläubigen Existenz, die sich dieser Lebensform immer wieder neu selbst bestätigen muss. Gott wird zwar benennbar, aber nur im Modus von Ortlosigkeit und Unbestimmbarkeit. Er entzieht sich der Begreifbarkeit: „Es ist Gottes Tun, das ich nicht fasse / und das mich birgt, das um mein Leben ringt“ (ebd., S. 23), kann es in einem dieser Gedichte heißen. „Gott sei in mir? Ein reines, leeres Feld, / das nichts behält?“ (ebd., S. 69) in einem anderen, das letztlich im Gestus des Fragens verbleibt.

Ein weiterer Text aus diesem Band verdeutlicht die unaufgebbare Notwendigkeit der Vokabel ‚Gott‘ in diesem Prozess. „Sprechend spüre ich, daß mein Kopf ein Kokon ist. / Er birgt eine Larve, die ihre Gestalt sucht: / Ihretwegen gibt es die Präposition Gott.“ (ebd., S. 88) Gott, kein Nomen aus der Alltagsgrammatik; aber auch kein Tätigkeitswort, wie es einst Kurt Marti forderte! Eine Präposition – ein nicht flektierbares Verhältniswort, dass nur im Zusammenhang mit Nomen bedeutungstragend werden kann, etwa kausale oder modale Beziehungen stiftet. Ein kühner Gedanke: Nur dank der Präposition ‚Gott‘ kann aus der im Kopf geborgenen Larve eine Gestalt werden, ein Schmetterling. Lehnert versucht nicht mehr oder nicht weniger als eine „Resakralisierung der Poesie“ (Braun 2011), so der Literaturkritiker Michael Braun in einer Besprechung des Bandes in der NZZ. Lehnerts mystische, christentumsgesättigte Texte bleiben rätselhaft, verweisend, mehrdeutig. Das ist ganz anders bei dem zweiten hier vorgestellten Autor.

4. Andreas Knapp – Aufbruch in der Jesus-Nachfolge

Der Lebenslauf des elf Jahre älteren *Andreas Knapp* (*1958) ist ungewöhnlich: Alles lief auf eine glänzende katholische Karriere hinaus: Theologiestudium in Freiburg und Rom, Priesterweihe, Promotion, Tätigkeiten als Studentenfarrer, als Regens des Freiburger Priesterseminars. Doch dann der Bruch, der bei genauem Hinsehen keiner war, sondern sich untergründig angedeutet hatte. Knapp wendete sich ab von dem vorgespurten Weg in die kirchliche Hierarchie und schloss sich den „kleinen Brüdern vom Evangelium“ an, einer nur wenig verbreiteten geistlichen Gemeinschaft, die sich dem spirituellen Erbe *Charles de Foucaulds* (1858-1916) verpflichtet weiß. Mehrere Jahre lang verbrachte er als Armer unter Armen in Frankreich und Bolivien. Seit einiger Zeit lebt er nun in Leipzig, geht dem Brotberuf eines Fabrikarbeiters nach, zugleich ein Priester und Poet, ein Pfarrer und Schriftsteller, ein Arbeiter mit Hand, Stift und Seele.

Auch wenn Andreas Knapp einen historischen Roman schrieb, dazu mehrere geistliche Prosatexte – bedeutsam in künstlerischer Hinsicht ist auch er vor allem als Dichter. Seine Texte zählen zu den am weitesten verbreiteten und sprachlich eindrucksvollsten Beispielen von spiritueller Poesie in unserer Zeit. Im Würzburger Echterverlag sind seit mehr als zehn Jahren mehrere Gedichtbände erschienen, inzwischen zum größten Teil in immer wieder neuen Auflagen: „Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus“ (2002), „Brennender als Feuer. Geistliche Gedichte“ (2004), „Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben“ (2005); „Gedichte auf Leben und Tod“ (2008), „Höher als der Himmel. Göttliche Gedichte“ (2010) sowie „Heller als das Licht. Biblische Gedichte“ (2014).

Anders als bei Lehnert: Knapps Gedichte sind unmittelbare geistliche Lyrik, immer wieder zentral bezogen auf die Bibel oder das Kirchenjahr, auf Heilige wie Franz von Assisi oder auf religiöses Brauchtum. Die Bände bestehen aus Meditationen oder geistlichen Reflexionen, Gedankenpoesie oder lyrischen Gebeten. All das setzt einen religiösen Kosmos voraus und zielt in eine religiös gedeutete Welt hinein. Die Rezeption dieser Bände erfolgt so vor allem im binnenkirchlichen, noch präziser: im katholischen Milieu. Dort freilich erfreuen sich die Texte des Priesterpoeten großer Beliebtheit. Kein anderer deutschsprachiger Autor der Gegenwart wird im Bereich der spirituellen Poesie so viel gelesen wie Andreas Knapp.

Und das völlig zu Recht. Knapp weiß, was Sprache heute kann und darf. Er fällt nicht zurück in inhaltliche oder formale Vorgaben der klassischen christlichen Literatur der 1950er Jahre, die damals ihre Stimmigkeit und Passgenauigkeit hatten, heute aber fragwürdig, anbiedernd und klischeehaft wirken müssten. Keine Zuflucht zu einer kirchlichen Bestätigungsdichtung, keine Rückkehr zu weitgehend verbrauchten lyrischen Stilmitteln wie Reim, Strophik, stereotypen Bildworten. Knapp ist beides: ein Sprach- und ein Gottsucher, der gleichzeitig sucht und bereits gefunden hat – sowohl eine Sprache, denn seine Gedichte sind in einem nun schon klar erkennbaren ‚Knapp-Ton‘ gehalten, als auch den Glauben, denn seine Texte verbleiben nicht in Zweifel und Unbestimmtheit, wagen vielmehr Affirmation und Bestätigung.

Melanie Wolfers erkennt: diese Gedichte sind „ausgespannt zwischen Leben und Tod, Einsamkeit und Passion, Gewissheit und Verheißung“ (in: Knapp2002, S. 69) – in diesen Spannungsbögen entfalten sie ihre Kraft. Sie zeigen aber gerade, dass auch ein in Sprache und Glauben Versierter immer ein Suchender und Sich-Weiter-Entwickelnder bleibt. Das zeichnet Knapps Lyrik innerhalb der Landschaft gegenwärtiger spiritueller Poesie aus. Karge Sprachbilder trifft man hier, die gerade so überzeugen und strahlen. Vorsichtig angetippte Gedankenverse lassen sich entdecken, die Assoziationen aufrufen und sich in den Lesenden selbst

entfalten müssen. Hoffnungstexte findet man, die ihre Botschaft nicht oktroyieren sondern freisetzen. Zwei Beispieltexte:

Gott – Unwort der Jahrtausende

Im Gedichtband „Tiefer als das Meer“ (2005) meditiert Knapp Wort für Wort, Begriff für Begriff das große Glaubensbekenntnis, das ‚Credo‘. Von „ich“ über „glauben“ spannt sich der Bogen bis zu „die auferstehung der Toten“ und „amen“. Wie folgt lautet der Text zu „Ich glaube an *Gott*“ (Knapp 2005, S. 10).

Gott

Unwort der Jahrtausende
blutbesudelt und missbraucht
und darum endlich zu löschen
aus dem Vokabular der Menschheit

Redeverbot von Gott
Getilgt werde sein Name
die Erinnerung an ihn vergehe
wie auf Erden so im Himmel

wenn unsre Sprache aber
dann ganz gottlos ist
in welchem Wort
wird unser Heimweh wohnen

wem schreien wir noch
den Weltschmerz entgegen
und wen loben wir
für das Licht

Vor uns liegt formal wie inhaltlich ein anderer Texttyp, weniger poetisch verknapp, auf eine durchgängige Kleinschreibung verzichtend, strukturiert in vier vierzeilige Versgruppen. In einer satirischen Transformation des „Vater Unser“ beschreibt die zweite Versgruppe den Prozess des Verschwindens nicht nur des Wortes ‚Gott‘, sondern auch der Dimension, für die es steht. Die beiden letzten Versgruppen gehen über die von vielen Dichtern des 20. Jahrhunderts wie Benn, Böll oder Eich formulierte Forderung eines bewussten Verzichts auf dieses Wort hinaus. Was, wenn deren Forderung, das unendlich missbrauchte Wort ‚Gott für eine Weile aus dem Verkehr‘ zu ziehen, wirklich in unserer Gegenwart dazu geführt hätte, dass das Wort und seine Bedeutung „getilgt“ wurden? Die Vision kehrt sich um: eine gottlose Sprache, eine gottlose Welt – wohin wendet sich dort ein Heimweh, das nicht einfach inner-

weltlich befriedigt werden kann? Wohin richten sich dort Klage und Lob? Das Gedicht beschwört so implizit die Notwendigkeit, nach aller Religionskritik, nach aller Institutionskritik, nach aller Gotteskritik Wort und Dimension Gottes neu und anders lebendig werden zu lassen. Knapp, der katholische Pfarrer, „gönnt sich das Wort Gott“, weil Leben und Sprache sonst verdorren.

Jesus – mit einem Wort gesagt

Aus dem gleichen Gedichtband stammt der folgende Text (ebd., S. 19), der den Blick darauf wendet, dass dieses Wort Gott christlichem Verständnis zufolge im Blick auf Jesus noch einmal eine grundlegend neue Dimension gewinnt:

Jesus Christus

nicht neunundneunzig namen
die den unaussprechlichen
doch nicht benennen
in diesem namen aber
Du selbst bist es

nicht tausend götterbilder
die den unsichtbaren
doch nicht zeigen
in diesem menschen aber
Dein gesicht

nicht in alltagsfernen tempeln
die der unfassbare
doch nicht bewohnt
in diesem leib und leben aber
ist Dein geheimnis wie daheim

nicht formeln und begriffe
die dem unbegreiflichen sich
doch nicht nähern
mit diesen händen aber
berührst Du Deine welt

nicht viele fromme reden
die den unsagbaren
doch nicht verkünden
in dem mann aus galiläa aber
bist Du mit einem wort gesagt

Fünf Versgruppen à fünf Zeilen, ungereimt, zur Andeutung lyrischer Sprachlogik hier erneut in Kleinschreibung gehalten, die nur im direkten Verweis auf Gottes Du im Sinne der Heraushebung zur Großschreibung greifen. Gott bleibt in aller Möglichkeit der Annäherung der Andere, uns eher unähnlich als ähnlich, von Versgruppe zu Versgruppe ausbuchstabiert: „unaussprechlich“, „unsichtbar“, „unfassbar“, „unbegreiflich“, „unsagbar“. Alle Versuche ihn zu fassen, kommen nicht an ihr Ziel: sei es in den 99 schönen Namen Gottes, einer vor allem im Islam beheimateten ästhetisch-spirituellen Tradition; sei es in Bildern, Tempeln, Formeln und Begriffen oder frommen Reden. Doch diese *via negativa*, diese Annäherung an Gott durch die Aufzählung all der vielen Unähnlichkeiten zwischen Gott und Mensch, wird an einem signifikanten Punkt durchbrochen. Nur an einem Punkt wird seine Gestalt, sein Wesen, sein Du im Sinne einer *via positiva* deutlich: in Jesus. In „diesem Namen“ lässt sich Gott benennen; in „diesem Menschen“ zeigt sich sein Gesicht; in „diesem Leib und Leben“ lüftet sich Gottes Geheimnis; mit „diesen Händen“ berührt er die Welt; im „Mann aus Galiläa“ ist Gottes Wort konkret fassbar. In Knapps Text findet sich so auf ganz eigene Weise poetisch verdichtet, was das Wort aus dem Johannesevangelium heißt: „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ (Joh 12,45).

5. SAID – Psalmen der Einforderung Gottes

Lyrische Annäherungen an die Gottesfrage bleiben gegenwärtig nicht auf Zugänge aus christlicher Perspektive beschränkt. Nur ein weiteres Beispiel – aus dem Bereich der sich völlig neu entwickelnden deutsch-musischen Literatur (vgl. Gellner & Langenhorst 2013): Es stammt von dem seit langem in München lebenden Exiliraner SAID (*1947). Schlicht „Psalmen“ nennt er seine 99 Gedichte, im Titel ein bewusster Bezug zu den alttestamentlichen Gebeten, in der Zahl eine Anspielung auf die vor allem im Islam bezeugte Tradition der ‚99 schönen Namen Gottes‘. Immer wieder haben Dichter der Moderne zeitgenössische Psalmen verfasst. Ausgespannt zwischen Lob, Preis, Dank, Bitte und Klage haben alle PsalmendichterInnen ihren je eigenen Zugang gesucht. Doch nie so radikal wie hier. Für SAID – doppelt vertrieben vom Regime des Schahs wie von den Mullahs, gezeichnet vom Wissen um Folter und äußerste menschliche Grausamkeit, selbst religionsfern aufgewachsen im Hallraum des Islam – sind die Psalmen vor allem eines: Texte der Einforderung des Eingreifens Gottes.

In der christlichen Spiritualität hat sich erst in den letzten Jahrzehnten die vom Alten Testament angebotene Einsicht durchgesetzt, dass die ‚Klage‘ einer der sprachlichen Grundvollzüge einer lebendigen Gottesbeziehung sein kann. Aber ‚Forderung‘? Tatsächlich leben die biblischen Psalmen auch von diesem Sprachduktus: Gottes ausbleibende Hilfe wird nicht nur

beklagt; Gottes wirksames Handeln wird nicht nur erlebt, erbeten und erhofft, sondern konkret eingefordert. Diese spirituelle Haltung ist im Christentum, geschweige denn im Islam kaum entwickelt. Bei SAID steht sie im Vordergrund. Von Lob, Preis und Dank ist hingegen keine Rede. Schon diese Differenzen weisen darauf hin, dass die Rezeption dieser Gedichte von – produktiven – Spannungen und Auseinandersetzungen bestimmt ist. Aber mehr noch: Alle 99 Psalmen richten sich – zumeist im ersten Wort – in direkter Anrede an den ‚Herrn‘. SAID gibt aber offen zu, an den Gott der monotheistischen Religionen nicht glauben zu können, bestenfalls auf der Suche nach ihm zu sein – ohne die Erwartung zu haben, ihn wirklich finden zu können. Die direkte Anrede an den kaum für existent gehaltenen Gott dient ihm dazu, „Gefühle wie Wut und Zorn auszudrücken“. Er will diesen „Gott auf Augenhöhe [...] auf die Erde bringen“ (SAID2008, S. 71), um von ihm Gerechtigkeit einzufordern – so SAID in einem Interview mit der Zeitschrift *Publik-Forum*.

Und genau das findet sich in diesem Gedichtband: der Versuch, ganz eigen-artige, heutiger Spiritualität verpflichtete Psalmen zu schreiben die sich im Spannungsrahmen von Islam, Judentum, Christentum und Humanismus bewegen. Es handelt sich – so *Hans Maier* im Nachwort des Bandes – um einen „beherzten, fast verwegenen Versuch, Psalmen aus islamischem Geist in heutiger Sprache zu ersinnen und sich mit ihnen an ein heutiges Publikum zu wenden“ (in: SAID 2007, S. 109). Wer nach Bestätigung von bereits nur zu gut Bekanntem und Gewusstem sucht, wird hier nicht fündig. Ein Beispiel (ebd., S. 60) muss hier genügen:

herr
 gib dass ich unbelehrbar bleibe
 mich vor der kompatiblen vernunft schütze
 und deren postmodernen furien
 so dass ich meine erregbarkeit nicht verliere
 denn dann verlöre ich auch dich
 höre auf mich
 oh herr
 nicht auf diejenigen
 die auf dich hören
 denn sie sprechen
 von einer mischung aus gott und vernunft
 nützlich und konvertierbar

Immer wieder greift SAID diejenigen an, die sich im Besitz Gottes glauben, die vorgeben, Gottes Willen zu kennen und auszuführen. Dem stellt er eine rebellische eigene Spiritualität der erregbaren Suche entgegen, eine Spiritualität des Nichtwissens, des sich einer theologisch ausgefeilten vernünftigen Gotteslehre Verweigerns. „Kompatible Vernunft“ als Zugang zu

Religion – darin scheint ihm das Grundübel von Missbrauch und letztlich einer Desavouierung der Gottesidee zu liegen.

SAIDs Texte sind auf mehreren Ebenen deutbar: Im Wissen um den Hintergrund des Verfassers kann man sie als kontrafaktische Gegenrede zu den biblischen Psalmen lesen, die im Spiegel der fiktiven Anrede des ‚Herrn‘ eigene Gefühle, Gedanken, Überlegungen in Sprache bringen. Die biblische Sprachfolie wäre so vor allem eine Quelle ästhetischer Anregung. Soweit die eine Lesart. Genau so gut lassen sich die Texte aber auch als Zeugnisse innerhalb einer Gottesbeziehung lesen und deuten, in der Klage und Einforderung eben jener Platz zukommt, der ihnen in der Bibel selbst auch gewährt wird. Folgt man dieser Lesart, so liegen hier Zeugnisse des Ringens um eine neue Gottesrede aus tiefster Befangenheit und Verstricktheit heraus vor. Dann geht es um eine Gottesbeziehung, die von Auseinandersetzung und Konflikt bestimmt ist, von Unsicherheit und Zweifel, von Trotz und Erwartung gegen alle Erfahrung. Die Texte selbst lassen beide Lesarten zu, auch wenn der Autor selbst nur die erste bestätigt.

6. Ausblick

Gott in der Literatur der Gegenwart? Explizite Annäherungen an religiöse Sprache im Gewand von Poesie und Narration? – Auf ganz unterschiedlichen Ebenen, in vielfältigen Tonlagen, auf einer vielfarbigen Palette von literarischen und religiösen Zugängen nähern sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller unserer Zeit an Konfession, religiös geprägte Lebenswelten und an die Gottesfrage an. Im Gegensatz zum ‚neuen Atheismus‘ markiert dieser *religious turn* Variationen einer neuen Offenheit, deren Bedeutung religionssoziologisch, ästhetisch, theologisch und religionspädagogisch erst in Ansätzen erfasst und reflektiert wurde. Die Wahrnehmung dieses Phänomens, seine Deutung und seine systematische Reflexion bleiben spannende Aufgaben!

Literaturverzeichnis:

Bachl, G. & Schink, H. (Hrsg.). (1976). *Gott in der Literatur*. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag.

Baden, H. J. (1963). *Der verschwiegene Gott. Literatur und Glaube*. München: List Verlag.

Böll, H. (2006). Doktor Murkes gesammeltes Schweigen. ¹1955. In: Böll, H. *Kölner Ausgabe, Bd. 9: 1954-1956*, hrsg. von Reid, J.H. (S. 303-326). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Braun, M. (2011). Sakralisierung der Poesie. Neue Gedichte von Christian Lehnert. In: *Neue Zürcher Zeitung* 12.11.2011.

- Gellner, Ch. (2013). „... nach oben offen...“ *Literatur und Spiritualität – zeitgenössische Profile*. Ostfildern: Matthias-Grünwald Verlag.
- Gellner, Ch. & Langenhorst, G. (2013). *Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten*. Ostfildern: Matthias-Grünwald Verlag.
- Imbach, J. (1992). *Sehnsucht nach dem verlorenen Gott*. Graz/Wien/Köln: Verlag Styria.
- Jandl, E. (1997). *lechts und rinks. gedichte statements peppermints*. ¹1995. München: Luchterhand-Verlag.
- Kaiser, G. (2008). Christliche Gedichte? Zur Lyrik Christian Lehnerts. In: *Geist und Leben* 81 (S. 87-98).
- Kaschnitz, M. L. (1957). *Neue Gedichte*. Hamburg: Claassen Verlag.
- Klepper, J. (1997). *Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932-1942*, hg. von Klepper, H.. ¹1956. Gießen: Brunnen Verlag.
- Knapp, A. (2002). *Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus*. Würzburg: Echter-Verlag.
- ders. (2005). *Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben*. Würzburg Echter-Verlag.
- Krüger, M. (1998). *Wettersvorhersage. Gedichte*. Salzburg/Wien: Residenz Verlag..
- Kurz, P. K. (2003) *Gott in der modernen Literatur*. ¹1996. Münster: LIT-Verlag.
- Kuschel, K.-J. (1985). *Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur*. München/Zürich: Piper-Verlag.
- ders. (2007). *Gott liebt es, sich zu verstecken. Literarische Skizzen von Lessing bis Muschg*. Ostfildern: Matthias-Grünwald Verlag.
- Langenhorst, G. (2003). *Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde*. München: Kösel-Verlag.
- ders. (2005). *Theologie und Literatur. Ein Handbuch*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- ders. (2014): „Ich gönne mir das Wort Gott“. *Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur. Völlig überarbeitete Neuauflage*. Freiburg: Herder Verlag
- ders. (Hrsg.) (2007) *Christliche Literatur für unsere Zeit. Fünfzig Leseempfehlungen*. München: Verlag Sankt Michaelsbund.
- Lehnert, Ch. (2008a). Choräle dichten? Ein Arbeitsjournal. In: Bahr, P. u. a. (Hrsg.): *Protestantismus und Dichtung*. (S. 123-131). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- ders. (2004). *Ich werde sehen, schweigen und hören. Gedichte*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- ders. (2008b) *Auf Moränen. Gedichte*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- ders.: (2011) *Aufkommender Atem. Gedichte*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Maier, A. (2005). Ich gönne mir das Wort Gott. Gespräch. In: *Die ZEITLITERATUR*, März 2005.
- Motté, M. (1996). *Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart*. Mainz: Matthias-Grünwald Verlag.

Ortheil, H.-J. (2001). *Lo und Lu. Roman eines Vaters*. München: Luchterhand.

SAID (2007). *Psalmen*. München 2007.

ders. (2008). „Ich fordere mehr von Gott“. S. 70-72. In: *Publik Forum* 11/2008.

Prof. Dr. theol. habil. Georg Langenhorst (*1962) ist Inhaber des Lehrstuhls für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg. Forschungsschwerpunkte: Theologie und Literatur, Religion in der Kinder- und Jugendliteratur, Religiöse Erziehung in der Kindheit.